

MEINER SCHWESTER EVA



## PROLOG

*Samstag, 3. November 2001*

Sie wartete. Die Zeit kroch im Schneckentempo. Sie konnte sich zu nichts aufraffen.

Ihr CD-Wechsler begann die nächste Scheibe mit angenehmer Musik abzuspielen. Sie schloss die Augen, wiegte die Hüften, hob die Fußsohlen sanft im Takt der Musik und schwebte weit, weit weg. In ihrem Inneren schwoll es an. Sie lächelte.

Fast den ganzen Herbst über hatte sie sich leicht gefühlt. Zumindest leichter als sonst. Sie freute sich über diese Veränderung, versuchte aber gleichzeitig, jene leise Unruhe, die im Prinzip stets präsent war, zu unterdrücken. Jene Angst vielleicht, vielleicht zu scheitern. Und wie würde sie das nur überleben? Aber daran wollte sie jetzt noch nicht denken! Über die Zukunft weiß man nichts! Man weiß, was man hat, aber nicht, was man bekommt!

Diese Binsenwahrheiten wirbelten wie Beschwörungen in ihrem Kopf herum.

Aber genauso gut konnte sie Glück haben. Schließlich konnte ja alles glatt gehen, auch wenn es nicht so kam, wie sie es sich vorgestellt hatte. Das musste nicht notwendigerweise bedeuten, dass es schlechter wurde.

Sie fröstelte, warf den Kopf mit wehendem Haar zurück, lächelte selig und umarmte sich selbst, als wollte sie das Gefühl festhalten, das wie ein Wasserfall in ihrem Inneren sprudelte.

Gleichzeitig versuchte sie, alle Bedenken von sich zu schieben. Ihr Herz pochte.

Es würde noch einige Minuten dauern, bis er kam. Es war ein Genuss, noch alles vor sich zu haben, den ganzen Abend mit allem, was er möglicherweise bereithielt. Vielleicht einen Wendepunkt. Aber was das rein konkret besagte, konnte sie sich nicht vorstellen. Und genau das war so herrlich. Viel konnte geschehen, und noch war nichts zerstört.

Sie stellte sich ans Fenster und spähte hinaus, aber sie würde ihn nicht sehen, denn der Weg verlief auf der anderen Seite des Hauses. Außerdem war es dunkel. Hoch oben leuchtete der Mond wie ein weißer Ball vor tintenschwarzem Himmel. Über die leuchtende Oberfläche huschten Wolkenschleier wie flatternde Gardinen in der Zugluft. Sie konnte sich nicht entsinnen, woher sie diese Bilder hatte, aber momentan war sie recht rührselig. Unvermittelt stellten sich Gedanken und Ideen ein.

Der Druck auf ihrer Brust war gewichen, und sie fühlte sich schwerelos. In ihr kribbelte so etwas wie Reisefieber, obwohl sie nicht vorhatte zu verreisen. Sie war verliebt.

Draußen herrschte eine suggestive Stimmung, was gut passte. Es war Allerheiligen, und sie wollten losziehen. Es konnte also gar nicht besser werden, dachte sie und verspürte erneut ein Gefühl der Rastlosigkeit. Beine und Arme wollten einfach nicht stillhalten. Sie trat auf der Stelle und begann, an der Kerze herumzupulen, die im Fenster stand. Sie kratzte mit den Fingernägeln am Kerzenwachs und bog den Docht hin und her, bis er sich ablöste, ohne zu bemerken, was sie eigentlich tat. Es spielte auch keine Rolle.

Bald würde er wohl kommen. Sie hatten vor, einen Abendspaziergang über die Friedhöfe zu machen, um Grablichter auf die Gräber zu stellen, um die sich niemand mehr kümmerte. Hatte man keine eigenen Toten, zumindest nicht hier, dann lieh man sich eben welche, hatte sie sich zurechtgelegt. Mehr war nicht geplant. Von anderen Betätigungen davor oder danach war nicht die Rede gewesen. Kein Wort darüber, zu ihm

oder zu ihr zu gehen oder überhaupt irgendwohin. Alles war offen.

Er war schüchtern, dachte sie und lächelte. Gleichzeitig lauschte sie gespannt zum Korridor hin, auf dem es vollkommen still war. Wahrscheinlich hatten sich die letzten Mitbewohner endlich auf den Weg gemacht. Es waren Ferien, und nur sie war noch da. Schön! Es ging niemanden etwas an, was sie tat oder nicht tat.

Ihr Radiowecker stand auf 18.58 Uhr, als es zum ersten Mal etwas zögernd klingelte. Trotzdem zuckte sie zusammen. Eifrig band sie sich ihr Haar mit einem rosa Gummiband zu einem Pferdeschwanz zusammen, schlug hastig ihr Tagebuch zu und legte es in die Schreibtischschublade. Tagebücher musste man verstecken. Zeitweise waren sie ihr einziger privater Besitz gewesen. Die gingen niemanden etwas an. Auch er sollte nicht versehentlich in einem aufgeschlagenen Tagebuch lesen.

Dieses Jahr endet gut. Ich habe eine Freundschaft geschlossen. Vielleicht mehr als eine Freundschaft???

Dies war ihr letzter Eintrag, den sie mit drei hoffnungsvollen, kräftigen Fragezeichen beendet hatte. Besser konnte sie sich einfach nicht ausdrücken. Das Gefühl war großartig. Worte reichten nicht aus. Es drängte und pulsierte in ihr, während sie ein paar unruhige Schritte machte, schließlich den Spiegel fand und feststellte, dass sie recht okay aussah.

»Wunderbar!«, dachte sie beim zweiten Klingeln, während sie auf den dunklen Korridor des Studentenheims lief, der mit einer düsteren Textiltapete ausgekleidet war. Alles wirkte schäbig und abgenutzt.

Sie sah ihn hinter der abgeschlossenen Glastür am einen Ende des Korridors im beleuchteten Treppenhaus stehen. Er war groß und schlaksig und hielt eine Plastiktüte in der einen Hand. Die Jacke war aufgeknöpft, und sein Schal hing herab.

Dieser schmächtige Mann, der keine Angst in ihr hervorrief, war fast auf die Minute genau um sieben Uhr eingetroffen, wie sie es vereinbart hatten. Nicht zu spät und auch nicht zu früh. Ein gutes Zeichen.

Als er sie im Halbdunkel des Korridors entdeckte, lächelte er. Sie öffnete die Glastür und trat verlegen einen Schritt zurück. Gleichzeitig strich sie sich ihr seidiges Haar hinter die Ohren, weil sie nicht wusste, was sie sonst mit ihren Händen anfangen sollte. Sie wollte ihn anfassen, berührte ihn aber nicht.

»Wie gut, dass du gekommen bist«, sagte sie und vernahm ihr eigenes Kichern. Peinlich, aber sie konnte es nicht unterdrücken. Um davon abzulenken, betrachtete sie die Plastiktüte, die an seiner Hand baumelte, und fragte: »Hast du Lichter gekauft?«

Er hielt die Tüte hoch, nickte und lächelte über das ganze Gesicht. Wieder musste sie kichern, aber dieses Mal war es ihr nicht peinlich. Mit weit ausholenden Schritten folgte er ihrem wippenden Pferdeschwanz. Sie führte ihn an geschlossenen Türen auf beiden Seiten des Flurs vorbei. Ihr Zimmer lag ganz hinten, neben der Küche. Sie hatte ihre Tür einen Spalt aufgelassen, und ein Lichtkegel fiel auf den düsteren PVC-Fußboden. Stimmungsvolle Musik drang auf den Flur.

»Wohnst du hier?«

Verlegen blieb er in der Tür stehen, als wagte er sich nicht weiter vor. Aber sie hatte trotzdem das Gefühl, als füllte er das ganze Zimmer aus. Das war an sich auch nicht weiter schwer, denn es war nicht groß.

»Wir haben also eine Mission«, sagte sie exaltiert und begann eifrig, sich ihre Jacke überzuziehen. »Brauche ich Handschuhe?«

»Ja, es ist kalt.«

Er war zum ersten Mal hier. Sie hatte ihn bisher nie mitgenommen, da sonst alle von ihm geredet hätten. Über ihn und über sie und über alles Mögliche, auf das sie keinen Einfluss hatte. Ihr Geheimnis hätte sich herumgesprochen, es hätte Gerüchte gegeben, und dann wäre alles nicht mehr so leicht gewesen. Und auch nicht so wunderbar.

Es konnte schließlich sein, dass nichts daraus wurde. Sie hatte keine Lust, Erklärungen abzugeben, mit gesenktem

Blick dazusitzen und sich zu schämen. Sie konnte sich nichts Schlimmeres vorstellen.

Sie merkte, wie er sich vorsichtig und ein wenig neugierig im Zimmer umsaß. Alles Notwendige war vorhanden: ein Bett, ein Schreibtisch, ein Regal, ein Sessel und eine Kommode. Die Möbel waren abgenutzt und sahen in allen Zimmern gleich aus. Der Teppich gehörte ihr. Sie hatte ihn bei IKEA gekauft. Er war rund und rot. Wie ein riesiger Farbkleck. Sie hatte eingesehen, dass sie nicht mehr vorsichtig sein musste.

»Gemütlich hier«, sagte er etwas zögernd, und sie war sich nicht sicher, ob er es auch wirklich meinte. Schließlich war es unpersönlich und eine Spur kalt, und sie konnte nicht verstehen, warum er überhaupt etwas über das Zimmer sagen musste, aber vermutlich war das so etwas, was man sagte, um etwas gesagt zu haben.

»Ich weiß nicht, ob es so wahnsinnig gemütlich ist«, entgegnete sie, »aber für mich ist es im Augenblick gerade richtig.«

Sie versuchte den Anschein zu erwecken, ihr Leben im Griff zu haben.

»Isst du hier auch?«, fragte er. Er schien nach einer Kochplatte zu suchen.

»Nein, in der Küche.«

Was fast der Wahrheit entsprach. Morgens saß sie dort. Im Übrigen war der Alltag in einem Wohnheim anstrengend, das spürte sie bereits beim Erwachen. Trotzdem brachte sie es nicht über sich, das Frühstück aufs Zimmer zu tragen. Die anderen würden sie dann vielleicht komisch finden. Also saß sie jeden Morgen in der Küche an der Wachstumstischdecke, die vom vielen Abwischen ganz matt war, und trank ihren Tee und aß Butterbrote. Die Küche war runtergekommen, zugig und oft schmutzig, aber auf ihre Art heimelig. Pflichtschuldigermaßen saß sie dort, aß ihre Butterbrote mit Überwindung und versuchte, genauso unausgeschlafen und lustlos auszusehen wie die anderen.

Aber einmal am Tag musste reichen, abends nahm sie sich ein Tablett und schlich damit auf ihr Zimmer. Den anderen

fiel das vermutlich nicht auf, alle aßen zu unterschiedlicher Zeit zu Abend. Einige aßen gar nichts. Sie konnte es darauf schieben, dass sie während des Essens lernen musste. Falls es jemandem auffiel, was bisher nicht der Fall gewesen war. Aber falls!

Sie schloss die Zimmertür ab, und sie begaben sich durch den dunklen Flur ins Treppenhaus. Die Glastür fiel schwer hinter ihnen ins Schloss.

»Bist du als Einzige dageblieben?«, fragte er, als sie die Treppe hinuntergingen.

»Ja, aus meinem Stockwerk schon. Ich bin gern allein. Angenehm!«, sagte sie und atmete übertrieben erleichtert aus. Als ob sie aus freien Stücken allein zurückgeblieben wäre. Als hätte sie sich sogar angestrengt. Zum Teil stimmte das sogar, denn sie hatte ihn ja treffen wollen. Es war ihr jedoch wichtig, nicht den Eindruck zu erwecken, als klammerte sie.

Und er war pünktlich gewesen! Das hatte bestimmt etwas zu bedeuten.

Zu Anfang hatte er beiläufig erwähnt, er könne sich etwas verspäten, worauf sie schweigend den Kopf in den Nacken geworfen hatte, was ihm nicht entgangen war. Nur leicht verspäten, hatte er sich rasch anders besonnen. Es hatte sie beeindruckt, wie er sie so gut verstanden hatte. In der Werkstatt sei einiges zu erledigen, was er nicht aufschieben könne, hatte er erklärt und sie vorsichtig angeschaut. Sein Blick war etwas ängstlich gewesen. Vielleicht hatte er befürchtet, sie bereits jetzt zu verlieren, noch ehe sie zueinander gefunden hätten. Sie hatte einfach zu Boden gesehen. Kein Mucks kam über ihre Lippen. Sie bettelte nicht, drohte nicht, überredete ihn nicht und vergoss auch keine Tränen. Sie sah vollkommen gleichgültig aus und bewirkte damit allerhand. Vielleicht konnte er ihre Gedanken wirklich lesen, verstand, dass sie dann vielleicht nicht mehr da sein würde – wenn er sich verspätete –, aber dass das nicht nur mit ihm etwas zu tun hätte. Sie wollte wissen, wann er zu kommen gedachte. Damit sie alle Hindernisse aus dem Weg räumen konnte.

Niemand kannte Alf, das war das Beste an ihm, und natürlich auch, dass er nicht so viel fragte, dachte sie, und öffnete die schwere Haustür mit der Schulter.

Alf – was für ein ungewöhnlicher Name! Aber er hieß nun mal so, und sie mochte ihn.

Der Abend war sternklar und daher kalt, kälter, als sie gedacht hatte. Sie nahm ihre Handschuhe aus den Taschen und zog sie an, während sie den Kiesweg Richtung Stadt entlangschlenderten. Die hohen Bäume auf beiden Seiten waren kahl. Das Laub hatte seine Farbe verloren und lag überall verstreut, welche Reste eines vergangenen Sommers. Sie mochte den Herbst, er verhieß den Beginn von etwas Neuem.

Ein Windstoß fuhr ihnen in den Rücken und schob sie den Abhang hinunter. Trockenenes Laub wirbelte raschelnd um ihre Füße. Sie redeten die ganze Zeit. Schwatzten und lachten. Sie zwei. Er und sie. Ihre Welt, geschlossen und im Augenblick eine Quelle der Wärme unter dem klaren und kühlen Novemberhimmel.

»Wir fangen mit dem Nordfriedhof an, und dann nehmen wir uns den Schlossfriedhof vor«, sagte er. »Wenn du das schaffst ...«

Warum sollte sie das nicht schaffen? Sie war stark, sie machte schon nicht schlapp, aber er hatte das vermutlich nicht böse gemeint. Bisher hatte sie nie das Gefühl gehabt, dass er sie rumschubsen oder zu Dingen überreden wollte, die ihr widerstrebten.

»Aber natürlich«, antwortete sie kess. »Was glaubst du?! Hast du übrigens Streichhölzer dabei?«

Sie blieb stehen. Ihr fragendes, lächelndes Gesicht leuchtete blauweiß im Mondschein.

»Klar«, erwiderte er und klopfte mit der Hand auf die Jackentasche, sodass die Streichholzschachtel klapperte. »Du bist sicher die große Schwester, so wie du immer alles im Griff haben musst«, scherzte er, während sie dicht nebeneinander weitergingen.

Sie schluckte und erstarrte ein wenig. Er schien nichts zu

bemerken. Sie versuchte mit aller Kraft, sich zusammenzureißen. Sie wollte nicht abweisend oder absonderlich wirken. Er sollte nicht auf den Gedanken kommen, sie sei eine von den Zickigen. Noch nicht. Nicht so früh, das würde nie gehen. Vorsichtig schaute er sie von der Seite an, und sie wich seinem Blick aus. Sie atmete ruhig, schluckte wiederholte Male und setzte alle Energie daran, das Klebrige, das in ihr herumrorte, niederzuhalten.

»Er versteht natürlich nichts«, dachte sie und fragte sich, ob sie es wohl wagen konnte, ihm die Wahrheit zu erzählen. Aber das war natürlich ein Risiko. Ein großes Risiko. Sie würde ihn in die Flucht schlagen. Außerdem ging es schon wieder zurück, dieses Schlammige und Schwere hatte sich fast gänzlich aufgelöst, und der innere Film war im Begriff, zum Stillstand zu kommen. Für dieses Mal war die Gefahr glücklicherweise gebannt. Rasch warf sie einen Blick auf ihn. Mit Erleichterung stellte sie fest, dass er aussah wie immer. Das beruhigte und erfreute sie geradezu. Offenbar hatte er nichts gemerkt. Alles war ihr recht, solange sie nicht absonderlich wirkte.

»Hast du heute irgendwelche Fahrräder verkauft?«, fragte sie und schluckte. Sie merkte, dass der unangenehme Kloß ganz weg war, und sah vor ihrem inneren Auge, wie er mit öligen Ketten hantierte. Das war ihre schlichte Vorstellung vom Umgang mit Rädern und den dazugehörigen Reparaturen. Oder wie er einen Platten flickte, genauso wie er es auch immer getan hatte.

Aber das war ein vollkommen falscher Gedanke! An ihn durfte sie jetzt nicht denken! Denn sonst tauchten die Bilder wieder auf und vermengten sich, wie bei einem Film, der immer schneller lief, bis ihr schwindlig und übel wurde und sie sich über die Kloschüssel beugen, würgen und sich übergeben musste.

»Heute war nicht geöffnet, aber ich musste einiges montieren und anderes erledigen. Ich bin immer im Verzug«, erwiderte er und schien erleichtert darüber zu sein, dass das Gespräch nicht abgebrochen war.

Sie dachte daran, wie angenehm doch so eine unkomplizierte Tätigkeit sein musste, zumindest aus ihrer Perspektive. Fahrräder reparieren. Solide. Nichts, worüber man hätte diskutieren müssen.

Am Fuße des Hanges windete es schon weniger. Sie waren schnell gegangen, fast schon gerannt, und ihr war warm geworden, sie schwitzte. Sie öffnete ihre Jacke, zog die Handschuhe aus und steckte sie in die Taschen.

»Pass auf, dass du dich nicht erkältest«, sagte er, und sie lachte über seine Ermahnung.

»Mir kommt es vor, als wärest du derjenige, der alles im Griff hat«, sagte sie, ohne ihn zu fragen, ob er denn ein großer Bruder sei.

Sie spürte seine Hand neben sich, seine warmen Finger berührten ihre und umschlossen schließlich ihre Hand.

Als sie zum Friedhofstor kamen, waren sie nicht mehr zwei einsame Nachtwanderer Hand in Hand. Eine Autokolonne zog sich vom Zentrum bis zum Parkplatz. Dunkle Gestalten stiegen aus und wurden lautlos vom Tor verschluckt. Viele waren natürlich alt und bewegten sich langsam und gebeugt vorwärts.

Der Hauptweg führte zu einer Kapelle, einem unansehnlichen Kalksteingebäude. Im Schein der brennenden Fackeln wirkte der weiße Stein goldgelb. Nach allen Seiten lagen Gräber mit unzähligen Grablichtern, die in der Nacht flackerten.

Sie blieben stehen und betrachteten sie schweigend.

»Irre Stimmung«, sagte er und zuckte etwas verlegen die Achseln, als sei ihm diese ganze Andacht zu viel. Aber er ließ ihre Hand nicht los. »Wo sollen wir anfangen?«, fragte er flüsternd.

Sie schaute sich um. Der Friedhof war größer, als sie gedacht hatte. Sie würden es zeitlich nicht schaffen, außerdem hatten sie nicht genug Grablichter dabei.

»Irgendwo müssen wir wohl anfangen«, sagte sie und zuckte mit den Schultern. »Warum nicht gleich da drüben?«

Sie deutete auf den ältesten Teil des Friedhofs, der weitge-

hend im Dunkeln lag, weil hier nur wenige, weit verstreute Grablichter standen.

»Dort gibt es bestimmt viel zu tun«, sagte sie und schaute ihn an, um sich seiner Zustimmung zu versichern.

Ein Licht für die Vergessenen. Wie gute Lichterträger hatten sie sich in die Nacht begeben.

Alfs Großeltern lagen auf dem anderen Friedhof, und dort würden seine Eltern eine Kerze anzünden. Sie selbst hatte keine Angehörigen in der Stadt.

Sie setzten vorsichtig einen Fuß vor den anderen in Richtung zunehmender Dunkelheit. Die gefrorenen Grashalme knisterten unter ihren Schuhsohlen, als sie Schulter an Schulter, ihre Hand in der seinigen, zwischen den dicht stehenden, mannshohen Grabsteinen hindurchgingen. Hier und da brannte ein Flämmchen.

Neugierig blieb sie vor einem Grab stehen, dessen Stein kleiner war als die anderen. Mit weicher Rundung ragte er so wenig auf, dass der Eindruck entstand, als bäte er vornübergekauert um Entschuldigung. Die benachbarten Grabsteine und Eisenkreuze schienen sich großtuerisch aus der Erde zu erheben. Sie beugte sich vor, um die Inschrift zu entziffern.

»1895 bis 1970, Anna Jonsson«, las sie laut im schwachen Licht von Mond und Sternen. »Nur ein Name«, fügte sie hinzu.

»Sie lebte vermutlich allein«, sagte Alf.

»Sie wurde fünfundsiebzig. Ich frage mich, ob sie alle diese Jahre allein war.«

Ihre Stimme klang etwas betrübt.

»Vielleicht hat sie ja aus dem Vollen geschöpft und wahn-sinnigen Spaß gehabt«, erwiderte er, um die Stimmung aufzulockern.

»Kann sein«, meinte sie nachdenklich und wandte sich ihm zu. »Soll ich eine Kerze anzünden?«

»Klar, okay«, sagte er und nahm ein Grablicht aus der Tüte, reichte es ihr und suchte dann nach seinen Streichhölzern in der Jackentasche.

Sie beugte sich vor, schob das Laub beiseite und drückte das Licht ordentlich in die Erde. Als sie das Streichholz an den Docht hielt und der Feuerschein über den Stein flackerte, sah sie, wie stumpf seine Oberfläche war. Gelbbraunes Moos wuchs in den Poren des Granits und den Vertiefungen der eingehauenen Schriftzüge, die sich jetzt leichter lesen ließen.

»Ich habe falsch gelesen«, sagte sie und stand auf. »Sie starb bereits 1910.«

»Dann wurde sie nur fünfzehn«, erwiderte er.

Schweigend dachten sie darüber nach.

»Vielleicht ist es gar nicht so merkwürdig, dass alle anderen Gräber größer sind«, meinte sie nachdenklich. »Da liegen schließlich mehrere. Ganze Familien.«

Sie schwieg.

»Sie muss irgendwie übrig geblieben sein«, sagte sie dann so leise, dass es kaum zu hören war.

»Was meinst du damit? Übrig geblieben?«, wollte er wissen.

»Eine Fünfzehnjährige gehört doch wohl zu ihrer Familie.«

»Aber damals war man doch wohl schon mit fünfzehn erwachsen und musste auf eigenen Beinen stehen und sich selbst versorgen, als Hausangestellte oder Knecht, oder man musste nach Amerika auswandern.«

Er verstummte, da auch sie schwieg.

In der Nähe waren leise Stimmen zu vernehmen. In der Ferne brauste die Autobahn.

»Immerhin erhielt sie ein Grab und einen Grabstein. Das hatten damals vermutlich nicht alle«, sagte er, als kenne er sich aus.

»Was geschah mit den anderen?«, fragte sie zweifelnd.

»Tja, keine Ahnung«, erwiderte er und zuckte mit den Achseln. Damit war das Thema erschöpft.

Vorbei an Reihen mit Kleinbauern, Direktoren und Gattinnen, die ein langes und hoffentlich inhaltsreiches Leben geführt hatten, setzten sie ihren Weg fort und erblickten auch einzelne Steine von Leuten, deren Leben kurz gewesen war.

Am schlimmsten war es mit den Kindern. Die Kleinen, die starben, und die Erwachsenen, die zurückblieben und die Gräber mit Blumen und Andenken schmückten.

Allmählich ließen sie die älteren Teile des Friedhofs hinter sich und gingen quer über den breiten Kiesweg weiter zum neueren Teil, in dem lange Reihen von Urnen in der Erde gelassen worden waren. Dicht an dicht standen oder lagen Grabsteine, glänzende und matte, zierliche und schlichte, und fast ebenso dicht leuchteten die Grablichter.

Der Gedenkhain lag mitten auf dem Friedhof und zog mit hellem Licht die Leute an. Aus großen Glaskästen, die in der Nacht zu schweben schienen, leuchtete es, ebenso von allen Grablichtern, die den nierenförmigen Teich in der Mitte des Gedenkhains umgaben. Wie ein zusammenhängender Lichtring spiegelten sich die Flammen im schwarzen Wasser. Sie stellten sich dicht nebeneinander und gaben sich der Stimmung hin. Sie stand vor ihm und spürte seine Brust im Rücken. Andere Friedhofsbesucher gingen langsam und feierlich um den Teich, traten vorsichtig im Kies auf, damit es nicht knirschte, und vermieden es, den Rasen zu betreten, der im Spätherbst sehr empfindlich war. Viele hielten ihre Köpfe gesenkt, und in ihren Gesichtern war stille Andacht zu lesen.

»Über die Zukunft wissen wir nichts«, dachte sie und spürte seinen warmen Atem im Nacken. »In der Zukunft liegt die Hoffnung. Das Leben muss nicht unbedingt eine kleine Hölle sein. Nicht die ganze Zeit.«

Eine Art Verzückerung beschwingte sie jetzt schon zum zweiten Mal an diesem Tag. Liebe und Optimismus hatten glücklich von ihr Besitz ergriffen, und das erste Gefühl bedingte vermutlich das andere.

Als sie rein zufällig über den Teich schaute, war sie nicht vorbereitet. Aber vielleicht war sie trotzdem nicht überrascht. Nicht ganz. Sie war von Geburt an mit einem inneren Seismografen ausgestattet und ständig auf Erdbeben gefasst.

Ein bleiches Gesicht hob sich aus der hinteren Reihe ab. Rasch wandte sie ihren Blick den Sternen entgegen, reflexar-

tig, wie man die Hand von einer glühend heißen Kochplatte wegzieht. Vielleicht konnte sie entkommen, musste es nicht sehen und musste sich der Wirklichkeit nicht stellen.

Auffordernd hatte sich das Gesicht ihr zugewandt. Zwei Augen starrten, und genauso flüchtig wie ein Windhauch an einem Sommertag waren sie verschwunden, sowohl Augen als auch Gesicht.

»Verdammt! Nicht hier«, dachte sie. »Nicht auch noch hier!« Warum konnte sie sich nicht ganz verstecken? Untertauchen. Verschwinden, aber trotzdem verweilen in dem, was endlich auch sie erreicht hatte.

Aber die Zeit holte sie immer ein.

Immer.

Es handelte sich nicht um von schlechten Nerven hervorgerufene Halluzinationen oder Hirngespinnste. Unsicher ließ sie den Blick schweifen und suchte ängstlich die Dunkelheit ab. Sie hatte sich nicht getäuscht.

Zwei schwarze Augen schlichen herum. Wie Raubtieraugen. Scharf, schnell und rücksichtslos.

Die Augen strichen an einer Familie vorbei, die sich auf der anderen Seite des Teichs versammelt hatte. Sie verschwanden hinter einer Kiefer, tauchten wieder auf, glitten in einem Bogen weiter, immer näher.

Es stach in ihrer Brust. Ein peitschenhafter Schmerz, woraufhin ihr Herz in rasendem Tempo schlug, ihr Blut ans Trommelfell pochte. Sie kniff die Augen zu, verzog das Gesicht und fasste sich reflexartig an die Brust.

»Was ist?«, wollte Alf wissen, und sie spürte seine Hand auf ihrer Schulter.

Sie schluckte. Zweimal schluckte sie und ließ dann den Arm langsam sinken. Als sie die Augen wieder öffnete und sich umsah, war nichts Erschreckendes mehr zu erkennen. Überhaupt nichts.

Sie drehte sich um.

»Ach nichts«, erwiderte sie, lächelte und küsste ihn aufs Kinn.

## ERSTES KAPITEL

Am Freitag, dem 16. November, war Kriminalkommissar Claes Claesson gerade damit beschäftigt, eine Kommode umzustellen.

Er hatte bereits die halbe Treppe erklommen, als er sich gezwungen sah, die Kommode anders anzuheben, um sie um die Ecke zu kriegen. Sie war verdammt schwer, obwohl er die Schubladen rausgenommen hatte. Er fluchte leise vor sich hin und konnte einfach nicht fassen, warum sie nicht begriffen hatten, dass das Möbelstück im Untergeschoss ebenso gut stand. Wieso hatte er nicht damit warten können, das Monstrum hochzuschleppen, bis Veronika wieder zu Hause war?

Er stützte die Schmalseite der Kommode auf einer Treppstufe ab, erklimmte eine Stufe und lehnte das Möbelstück gegen den Oberschenkel, um die Hände frei zu haben. Gerade als er so dastand, eingeklemmt zwischen Wand, Treppengeländer und der alten Kommode, die einen Drang nach unten hatte, klingelte das Telefon. Es hätte ihm egal sein können. Aber er packte erneut zu, bog den Rücken nach hinten und wuchtete das großmütterliche Erbstück das letzte Stück hoch.

Und da, mitten in der Bewegung, verspürte er das Knacken. Wie ein Pistolenschuss traf ihn der Schmerz in den Rücken. Er wankte zum Telefon im Obergeschoss und riss den Hörer von der Gabel. Niemand.

Sachte legte er den Hörer zurück und dachte daran, wie sich die Sünde doch manchmal sofort strafte. Voller Schmerz verzog er sein Gesicht.

Er sah sofort ein, dass dieses brennende Stechen im Kreuz nicht nach einer Viertelstunde verflogen sein würde. Wahrscheinlich nicht einmal nach ein paar Stunden. Schlimmstenfalls konnte der Schmerz tagelang, wochenlang andauern, vielleicht sogar länger ... aber da zügelte er seine ihm durchgehenden Gedanken. Es hatte keinen Sinn, den Teufel an die Wand zu malen. Jedenfalls nicht sofort!

Kriminalkommissar Claes Claesson hatte einen freien Tag, es war ein ganz gewöhnlicher Freitag, die Geschäfte waren geöffnet, und das Gemeinwesen funktionierte wie gewöhnlich. Der Tag musste also maximal genutzt werden. Die körperliche Beeinträchtigung hätte daher nicht ungelegener kommen können. Außerdem passten Verletzungen und Krankheiten nicht in sein Weltbild. Bisher war er relativ verschont geblieben und deshalb nicht zu der Einsicht gelangt, dass das, was andere befiehl, auch ihn heimsuchen konnte.

An diesem Vormittag war Veronika mit Klara beim Babyschwimmen, und es galt, alle Dinge zu erledigen, bei denen ein Kleinkind für gewöhnlich im Weg war. Ansonsten hätte er selbst mit zum Schwimmen gehen können, obwohl es ihm etwas widerstrebte, zwischen den Babys und stolzen Müttern herumzuplantschen. Das lag nicht so sehr an den Kindern, sondern eher an ihren Müttern. Und manchmal musste man, wie gesagt, Prioritäten setzen.

Er hatte eigentlich alle Hände voll zu tun – das bittere Los eines Hausbesitzers. So nach und nach hatte er eingesehen, dass er nie alles würde erledigen können. Der Tag, an dem sämtliche Dachpfannen an Ort und Stelle lagen, alle Fenster frisch gestrichen und alle Zimmer neu tapeziert waren, die Türen der Küchenschränke renoviert, der Rasen gemäht und die Büsche gestutzt, die Lampen aufgehängt waren ... und so weiter ohne Ende ... und zwar alles gleichzeitig, dieser Tag würde nie kommen. Es hatte mit anderen Worten also gar keinen Sinn, sich zu hetzen. Ein Haus erforderte Unterhalt, und das bedeutete kurz und gut, dass man nie fertig wurde und also auch nie frei. Ständig gab es dieses oder jenes zu tun. Eine

Lebensaufgabe, wenn man es so sehen wollte. Eine Lebensaufgabe, die man gleichmütig hinnehmen musste. Schließlich war er ein Mann der Tat, und manchmal sehnte er sich nach dem zufriedenen Gefühl, etwas vollbracht zu haben. Handfeste Resultate sozusagen als Ausgleich. Seine Arbeit war anstrengender geworden. Immer mehr Leute ließen sich krank schreiben. Burn-out. Was war das überhaupt?

Eigentlich erwartete ihn nach dem Umstellen der Kommode eine Liste mit so genannten Erledigungen. Er hatte vorgehabt, eine Dichtung für die Toilette, neue Schrauben für das sich von der Wand lösende Küchenbord sowie das eine oder andere Werkzeug im Baumarkt zu besorgen. Immer stolperte er dort über Dinge, die er noch zu brauchen glaubte. Vielleicht konnte er sogar noch bei der Fußbodenfirma vorbeischauchen und sich PVC-Böden mit Schachbrettmuster für die Küche ansehen. Veronika hatte sich in den Kopf gesetzt, dass das hübsch und praktisch war, und er hatte nichts dagegen. Sie hatten vorgehabt, sich dort zu treffen. Nach dem Babyschwimmen. Wenn die Zeit reichte, wollte er noch ins Sportgeschäft, um neue Joggingschuhe zu kaufen. Er war es leid, ständig die Fersen zu spüren.

Und jetzt stand er im Badezimmer und suchte nach einem Schmerzmittel, während dieses volle Programm auf ihn wartete und der Tag kaum begonnen hatte, denn es war gerade erst neun Uhr.

»Hexenschuss! Verflucht noch mal!« Fühlte sich das so an?

Es tat so verdammt weh, dass er sich überlegte, ob er sich an diesem Tag überhaupt noch würde bewegen können. Mit einem Mal verließ ihn jegliche Energie.

*Kovepenin, Panodil, Lanzo, Trimetroprim, Zyrlex* las er auf den Schachteln. Er wusste nicht recht, an welche Pillen er sich heranwagen sollte. Mit Panodil konnte er beginnen, das wusste er, das war schließlich dasselbe wie Alvedon. Aber reichte das? Sollte er vielleicht dem Panodil noch mit einer Lanzo nachhelfen? Das klang vertraut und gleichzeitig wirkungsvoll und gut. Vielleicht verstärkte sich dann der Effekt ... Typisch!

Wenn er ausnahmsweise mal akut medizinische Hilfe benötigte, dann war Veronika nicht zu Hause.

Etwas weiter hinten im Medizinschrank entdeckte er ein Röhrchen Treo Comp. Bei diesem Mittel war er sich absolut sicher, dass es ordentlich wirkte. Er warf eine Brausetablette in den Zahnputzbecher, und es zischte.

Fünfzehn Minuten später, vielleicht waren es auch nur zehn, ging es ihm kaum besser. Auch noch nicht nach dreißig Minuten. Er war fix und fertig.

Die Schmerzen schienen einfach nicht nachzulassen. Das war bitter.

Er rundete das Ganze mit einer Lanzo ab, obwohl er eigentlich nicht zu den Leuten gehörte, die Tabletten schluckten, aber die Not kennt kein Gebot. Wieso haftete eigentlich einem Hexenschuss so was Lächerliches an? Die Komik der Buckligen. Obwohl ein Gallenstein schlimmer war. Und Hämorrhoiden. Einfach lächerlich.

Aber die Schmerzen ließen nicht nach. Ihm blieb nur noch eins, nämlich – obzwar widerstrebend – sich selbst leidzutun. Und noch etwas bemächtigte sich seiner immer mehr: die große Unruhe wegen eines Körpers, der auf Grund unerbittlich zunehmenden Alters seinen Dienst versagte. Dabei war er noch nicht einmal fünfundvierzig. Verdamm!

Noch nie hatte er einen klassischen Hexenschuss gehabt, dieses fürchterlich schmerzhaft und invalidisierende Leiden. Sein Körper war normal gebaut, von durchschnittlicher Größe und verfügte nicht über diesen schmalen, etwas zu langen Rücken, den man für gewöhnlich mit verschobenen Wirbeln und überdehnten Bändern in Verbindung bringt. Seine Kondition war akzeptabel, obwohl sie natürlich hätte besser sein können. So war es immer. Das meiste hätte besser sein können, wenn er wie verrückt trainiert und sich nach allen Regeln der Kunst in Form gehalten hätte. Er hatte viel Mühe darauf verwendet, einen Mittelweg zu finden. Er hatte ab und zu eine Joggingrunde gedreht, auch noch nach Klaras Geburt – aber Hallenpolo und Krafttraining hatte er schon lange aufgege-

ben. Jetzt hatte er Gelegenheit, das bitter zu bereuen. Wenn man jung war, konnte man es sich erlauben zu schummeln, aber nicht, wenn die Jahre einen einholten. Mist!

Er wollte sich hinlegen, um die Muskeln auszuruhen oder die Wirbel oder was es nun war, was kaputtgegangen oder eingeklemmt war. Vielleicht handelte es sich ja um eine Entzündung. Die Frage war nur, wie er es zum Bett hinunterschaffen sollte.

Wie es ihm zu guter Letzt gelungen war, konnte er anschließend nicht mehr rekonstruieren. Gnädigerweise befahl ihm eine Art kurzzeitige Bewusstlosigkeit just in jenem Augenblick, als er die schwierigsten Bewegungen vollführte. Der stechende Schmerz glich einer detonierenden Sprengladung. Assoziationen wie Guillotinen und Folterwerkzeuge flimmerten rasch vorbei. Tapete, Decke und Türen verflüchtigten sich seltsamerweise. Sein Bewusstsein schwand. Ein milder, grauer Nebel breitete sich über alles.

Aber welche Wonne dauert ewig? Als er erwachte, lag er quer auf dem Doppelbett. Er starrte an die Decke, bis es ihm vor Augen flimmerte, versuchte, sich zu bewegen und ein Kissen heranzuziehen, stöhnte jedoch laut auf und kapitulierte.

In diesem Zustand fand Veronika ihn.

»Lumbago«, sagte sie mit trockener Doktorinnenstimme.

Er hätte jetzt viel lieber einer anderen Stimme gelauscht, einer weniger effektiven, liebevolleren. Aber es war nun einmal so. Offensichtlich!

Nach oberflächlicher Untersuchung setzte sie sich auf die Bettkante und strich ihm mit dem Handrücken über die unrasierte Wange. Er vermied es, ihr in die Augen zu schauen, da er etwas gegen Mitleid hatte. Zumindest wenn es sich auf ihn selbst bezog. Obwohl er sich ziemlich sicher war, dass sie ihn nicht verhätscheln würde. Veronika war von sachlicher und praktischer Veranlagung.

»Wie bitte?«, fragte er mit abwesender Stimme und begutachtete weiterhin die Decke. »Was ist es, sagst du?«

»Hexenschuss.«

»Das ist mir auch klar«, erwiderte er verärgert.

»Jedenfalls scheint bei dir der Ischiasnerv nicht betroffen zu sein«, fuhr sie geduldig fort und klang immer noch mehr wie eine Ärztin als wie die Frau, die er liebte. »Ich werde dir einen Chiropraktiker oder Manualtherapeuten besorgen«, sagte sie, beugte sich vor, hob Klara vom Fußboden auf und setzte das Kind auf ihren Schoß.

Klara gab vergnügte Laute von sich, als sie ihn sah, ihren Papa, der dort im Bett lag, und sie streckte die Arme aus, winkte fröhlich und wollte von ihm hochgehoben werden. Beharrlich ruderte sie mit ihren knubbeligen Armen, ließ sie dann aber sinken und hielt inne. Mit großen Augen sah sie ihn ernst an, und er fragte sich, was wohl in ihr vorging. Er versuchte, sie anzulächeln und hoffte, der wortlose Kontakt zwischen Vater und Tochter funktioniere. Aber sie begriff, dass etwas nicht in Ordnung war. Ihre Unterlippe begann zu zittern. Ein Tropfen Spucke fiel herab. Sie blinzelte. Deutlich konnte er die hellen Wimpern von seiner liegenden Position aus erkennen. Sie waren recht lang, aber nicht sonderlich kräftig, fand er und zwickte sie vorsichtig in den einen großen Zeh.

Da begann sie zu weinen. Anfangs noch zögernd, dann immer geller, schließlich schrie sie aus vollem Hals. Da drehte er unter Schmerzen seinen Kopf zur Wand und kniff die Augen zu, um dem herzerweichenden Geräusch zu enttrinnen. Er konnte nicht mehr. Jedenfalls nicht an diesem Tag. Er musste sich ausruhen, schlafen und sich woandershin träumen.

»Ist ja schon gut, das ist nicht schlimm«, sagte Veronika tröstend zu ihrer Tochter und nahm sie in die Arme.

»Aber ...«, sagte er.

»Was, aber?«

»Kannst du das nicht wieder hinbiegen?«

Flehend schaute er sie an. Ihren bisherigen Vorschlägen begegnete er mit Skepsis. Ingeheim hätte er gerne einmal davon profitiert, eine Ärztin im Haus zu haben, das war doch sicherlich nicht zu viel verlangt.

»Nein«, sagte sie. »Aber ich kann dir ein paar bessere Schmerzmittel geben. Im Übrigen kennen wir Ärzte uns mit Hexenschuss nicht sonderlich gut aus.«

Sie klang irritierend professionell, fast schon munter. Mitleid würde ihm zumindest erspart bleiben. In diesem Punkt konnte er vermutlich vollkommen sicher sein, aber er wusste nicht, ob ihm dieser muntere Ton so viel besser gefiel.

»Sicher?«, fragte er.

»Ja. Sicher! Krankengymnastinnen, Chiropraktiker und Manualtherapeuten kennen sich mit Hexenschuss aus«, sagte sie und stand auf.

Klara hatte sich beruhigt, betrachtete ihn aber weiterhin skeptisch wie einen Fremden.

»Na dann«, sagte er mit schwacher Stimme und schüttelte den Kopf. Es war ihm bewusst, wie jämmerlich er klang, er konnte es aber nicht verhindern.

»Du Ärmster«, sagte sie mit einem unberührten Lächeln, den Kopf spöttisch zur Seite geneigt. »Ich glaube nicht, dass du sterben wirst, zumindest nicht daran«, meinte sie und verschwand mit Klara auf dem Arm aus dem Schlafzimmer.

Kurz darauf steckte sie rasch noch einmal den Kopf zur Tür herein.

»Übrigens, Lanzo ist gegen Magengeschwüre, aber sicher auch nicht schädlich. Hungrig? Was zu essen?«

Vorsichtig schüttelte er den Kopf. Überhaupt keinen Hunger.

Sobald sie das Schlafzimmer verlassen hatten, begann die Tochter zu quengeln. Ihr Gejammer und ihr leises Weinen drangen von unten aus der Küche. »Sie will bei mir sein«, dachte er zufrieden. Obwohl mit ihm nicht viel anzufangen war. Er war indisponibel, wie sein Vater gesagt hätte.

Manchmal klappte es eben nicht, dachte er. Pläne funktionieren nicht, nichts wird, wie man geglaubt hat.

Vielleicht hatte auch das einen Sinn? Er musste versuchen, es so zu sehen.



Karin Wahlberg

**Kalter November**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73284-5

btb

Erscheinungstermin: Januar 2005

Ein neuer Fall für Kommissar Claes Claesson: Wer hat den Tod der Schwesternschülerin Malin auf dem Gewissen? Die stille und zurückhaltende junge Frau hatte gerade ihre Ausbildung begonnen und war frisch verliebt. Könnte Eifersucht ein Motiv gewesen sein? Zeugen berichten von einem Fremden, den sie öfters vor dem Schwesternwohnheim beobachtet haben ...